Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 3

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

DIE VÖLKER UND IHR THEATER

Die Juni-Festspiele brachten am Zürcher Schauspielhaus Gelegenheit für den aufnahmefreudigen Zuschauer, Preisrichter in einem Kampf der Gesänge zwischen den Völkern zu spielen, wie er so bereichernd selten sich ergeben wird. Die Inszenierung von Molières «Ecole des femmes» durch Louis Jouvet ist ja weit über Europa hinaus nach seinen Licht- und Schattenseiten bekannt — wie überhaupt das französische Lustspiel. Das vorwiegend groteske Spiel Jouvets als Arnolphe warf wieder die alte Frage nach Komik und Tragik bei Molière auf. Aber es gibt wenig Unfruchtbareres als das altbeliebte Seilziehen, um die großen schöpferischen Geister auf die eine Seite einer Begriffsalternative herüberzuziehen. Wahrscheinlich wird man Molière erst dann mit der «richtigen» Inständigkeit spielen, wenn man begriffen hat, daß eine Gestalt wie sein alternder Liebhaber komisch ist, weil und indem sie tragisch ist — und umgekehrt. Man denke das einmal im Ernste aus.

Ueber England und Italien dagegen herrscht in Theater-Hinsicht weitgehende Unwissenheit. Daß diese zu lichten sich lohnen würde, diese Einsicht und ihren Gewinn durfte man eindeutig nach Hause nehmen. Die Engländer hatten das Old-Vic-Theater aus London geschickt, das außer mit «Hamlet» mit der auf dem Festland wenig bekannten Komödie Goldsmiths «She stoops to conquer» aufwartete. Die Wahl hätte nicht glücklicher getroffen sein können. Das reizend pointierte Lustspiel Goldsmiths führte uns mitten in jene Zeit hinein, wo die naive Naturfülle, die schwungvolle Romantik der älteren englischen Kultur wie ein Frühlingssturm in die verspielten Rokokogärten des französisch geformten Europa einbrach. Nachher erschöpfte sich dieser Antrieb auf vielen Bahnen, und stark, allzu stark, wie wir jetzt sahen, erschien die englische Geistigkeit dem Festländer als eine bis zum Infantilen süßliche und sentimentale Konventions-Angelegenheit des Sonntags über einem eiskalten politischen und wirtschaftlichen Realismus. Besonders auch die sich vertiefende Bekanntschaft mit der englischen Malerei von 1730 bis 1830, die technisch so gekonnt und menschlich so schablonenhaft ist, trug zum Mißtrauen schon gegen die *Entstehungszeit* der europäischen Anglomanie bei. Nun haben wir gesehen, daß was Europa damals bezauberte, auch in seinem echten Kerne noch fortlebt; und wenn wir bei dem Seitenblick auf die Malerei bleiben, so war es Hogarth mit seinem derben und doch auch rührenden Gesellschaftsbild, der sich hier noch spät überraschend bewahrheitete. Der lärmend vulgäre junge Tunichtgut mit dem innerlich goldenen Herzen, seine läppisch putzsüchtige und mannstolle Mutter, der alte anekdotensüchtige Landedelmann, das war beste sittenschildernde Illustrationskunst jener Zeit. Die beiden Liebespaare waren hinreißend wie vor zweihundert Jahren; sie spielten mit einem Schwung, einem Adel, der seine Naivität restlos zum *Positiven* auslegte und auf festländischen Bühnen so leicht nicht zu finden wäre; be-

sonders durch seinen unvorstellbar weiten Abstand von dem hier so oft genossenen französischen Raffinement der Psychologie in seinen großen und seinen geringeren Zügen wurde er eindrücklich. Dabei handelte es sich keineswegs um eine blauäugige Hilflosigkeit der Gebärde, sondern gerade eben um die schöne Ungebrochenheit, mit der die äußere Beweglichkeit aus der inneren Ergriffenheit hervorgeht. Die höchste Palme gebührt aber doch wohl dem Helden, Michael Redgrave. Er stellte auf lustspielhafte und keineswegs im einzelnen zimperliche Weise die feinste Blüte der englischen Kultur, den Gentleman hin: den durchaus durchgeformten Mann, ohne überkultivierte Brutalität, aber auch ohne kunstgewerbliche Schwächlichkeit — mit demjenigen Gelingen einer naturgewordenen Désinvolture, das Kleist bei seinem «Marionettentheater» innerlich vorgeschwebt haben mag. Mit der besten Laune nahm man auch die naive Bühnenausstattung hin, die jedenfalls eins nicht wollte, was auf dem Festland gang und gäbe geworden ist: auffallen, sich vordrängen, schöpferisches Künstlertum des Bühnenbildners beweisen.

Die Italiener — wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! Das Piccolo Teatro di Milano unter seinem Spielleiter Giorgio Strehler, ein Exponent wagemutigen Fortschritts wie jenes englische Theater, brachte den auch im deutschen Sprachgebiet gut bekannten «Diener zweier Herrn» von Goldoni. Das Neue, Belehrende gegenüber den deutschen Aufführungen war die strenge Zweiteilung der Spieler zwischen den gehobenen Liebespaaren, die nur am Rande von Ironie gestreift waren, und dem mehr zirkusartigen Bereich, welcher hier ganz in Maske, Gewand, Namen und Gehaben der «Commedia dell' arte» gesteckt wurde. Es war eine grandiose Clownerie. Auf andere Weise dachte man wiederum an Kleists Marionettentheater: die Mechanisierung der Beweglichkeit war geradezu zum Absoluten getrieben — nicht aus dem Hirn heraus, aber nicht ohne das Hirn; aus einer Artistik, die breit der Natur aufruhte und wieder Natur wurde. Doch gerade darum vermochte diese glanzvolle Aufführung uns die Erinnerung an die deutsche Auffassung des Stücks, wie sie besonders in Hermann Thimigs klassischem Truffaldino in die Theatergeschichte eingegangen ist, nicht zu verdrängen. Liest man Goldonis Lustspiel, so scheint es doch aus einem Stück entworfen und von der Fabel nach jeder Richtung stark zusammengehalten; so erlegt sich die tiefgreifende Zweiteilung der Mitspieler in Helden und Rüpel, wie sie gelegentlich bei Shakespeare uns überzeugt, nicht mehr als das einzig Mögliche auf. Dieses Bedenken spitzt sich dann besonders gegen die Titelgestalt zu. Wenn Truffaldino, hier bei den Mailändern Arlecchino genannt, sich wirklich rein wie ein Harlekin benimmt, wenn er vom ersten Augenblick an pausenlos und selbstgesetzlich alle Glieder in toller Bewegung hält wie eine Windmühle, dann wirkt der Höhepunkt des Stückes, die atemlos gleichzeitige Bedienung der beiden Herren und noch seiner selbst, nur noch als letzte Steigerung atemraubender Equilibristik. Als sich selbst unheimliche, aus der Not des Augenblicks erfundene Verwandlungs-, Organisations-, Bewegungs-Genialität eines zwar bauernschlauen, aber doch tölpelhaften Burschen ist sie aber an sich vielleicht noch reicher und begeisternder. Nachdem man sich jedoch das Recht zu solchem Vorbehalt gegeben hatte, konnte man sich desto beglückter der herrlichen Leistung dieser Italiener hingeben. Es war das Pfingstfest der Extraversion, ein wahres Zungenreden aller Gliedmaßen, ein Pandämonium unaufhörlichen und gleichzeitigen Redens, Schnatterns, Wirbelns, Herumtanzens, wobei schäumendes Temperament und abwägender Verstand sich derart glatt ineinanderfügten, daß man schon den Mut zum Vergleich mit Pfingsten, der Wiedergeburt des einheitlichen Menschen, fand. Und welche herrlichen Figuren des Augenblicks

und des Fließens wußte der Spielleiter aus diesem unbegrenzt federkräftigen Stoffe zu bilden!

Wie unendlich überlegen ist es, zu sehen, sich zu öffnen, sich beschenken zu lassen vom Reichtum der Völker, gegenüber jeder Anwandlung, aus vorgefaßter Meinung und mißlauniger Selbstverengerung etwas davon abzuweisen. Gerade an seinen organischen Gegensätzen wird alles noch tiefer es selbst. *Alle* Völker haben ihr Großes und Starkes; dies wiederum uns aufgenötigt zu haben, verdient unseren Dank an das Zürcher Schauspielhaus.

Erich Brock

ZERSTÖRTE BAUKUNST IN EUROPA

Viele Menschen haben heute zwei ungeheure Kriege gesehen. Sie haben Stoff zu staunen, wie schnell die Welt über ihre Verluste und Verwüstungen hinweglebt. Wo es nicht mit Gewalt verhindert wurde, werden Häuser rüstig aufgebaut; das Pflanzenkleid bedeckt in ewig erneuter Jungfräulichkeit die geschändete Erde, und neue Kinder «wachsen auf mit fremden Augen» — Kinder, die das Undenkliche nicht gesehen haben, es nicht zu denken versuchen mußten und die dem Leben trauen, wie es nötig ist, wenn Leben sein soll. Gerade im Augenblick aber, wo die Kriege eine Zerstörungswilligkeit und Zerstörungskraft annehmen wie nie zuvor, eröffnet sich die neue Lage, daß es Dinge gibt, die in einem höheren Maße unersetzlich sind wie je zuvor — die *schlechthin* unersetzlich sind. Mögen auch Architekten heute mit der ganzen Ungescheutheit, wenn auch nicht mit der Naivität früherer Jahrhunderte die Bauten ihres Stils mitten zwischen diejenigen alter Stile hineinstellen, zwischen solche, die aus der Ganzheit ihrer selbst und ihres Zusammens leben — um damit den Anspruch anzumelden, für die Gegenwart mindestens so gültig zu bauen, wie es frühere Jahrhunderte für die ihrige taten — so ist doch bei Unbeteiligteren die Meinung einheitlich, daß seit mehr als hundert Jahren fast nichts wirklich Gültiges mehr gebaut worden ist. So ist alles *vor* dieser Marke unersetzlich: das Große als Individuelles, und das Kleine als Element einer städtebaulichen Ganzheit, die wir nicht mehr erreichen. Der friedliche Unverstand und Hochmut von anderthalb Jahrhunderten hatte schon breite Breschen in das bewahrenswerte Alte geschlagen; nun hat der letzte Krieg mit seiner technischen und ideologischen Fortschrittlichkeit weiter mächtig darunter aufgeräumt.

Es ist verdienstlich, jetzt den ersten Versuch einer Inventarisierung dieser Kriegsverluste zu machen. Man muß zugeben, daß Henry La Farge («Verwundetes Europa», Basel, Amerbach-Verlag) diesen Versuch schon ziemlich weit vorgetrieben hat; es muß etliche Hingabe gekostet haben, aus allen Windrichtungen die Bildbelege in dieser Vollständigkeit zu versammeln. Man kann vielleicht bedauern, daß der Verfasser fast völlig darauf verzichtet, Bilder vom Nachkriegszustand der Zerstörung zu geben; denn sonst könnte sich der Leser selber ein ungefähres Bild von den Aussichten der Wiederherstellung machen. Einen gewissen Ersatz bieten die diesbezüglichen Bemerkungen des Verzeichnisses. Aber vorzuziehen, wenngleich weit grauenhaftere Anblicke bietend, ist die Methode des Buchs von Georg Lill «Zerstörte Kunst in Bayern» (Verlag Schnell und Steiner, München), «grundsätzlich Gegenüberstellungen von Ehemals und Jetzt, möglichst vom gleichen Standpunkt aus», zu geben.

Die Bilder La Farges sind nach Ländern geordnet. In England ist der hervorstechende Verlust die Kathedrale von Coventry, ein helles, schwungvolles Werk

der Spätgotik. Auch die Austin-Friars-Kirche in London war ein beachtlicher gotischer Bau. Sonst aber sind die Schäden teils behebbar, teils betrafen sie nur Bauten geringeren Ranges. In Holland und Belgien ist unter den hochrangigen Werken auch besonders die Spätgotik betroffen, so die Kirchen von Arnheim, Oirschot, Rotterdam, Hogstraaten, Bastogne — wobei aber vieles wieder gutzumachen ist. Zu den kunstgeschichtlich mäßig geschädigten Ländern scheinen auch Rußland und Polen zu gehören, allerdings großenteils darum, weil überhaupt die wertvollen Bauten dort dünner gesät sind. Ein entzückendes kleines Kunstwerk muß die Kirche Spas Nereditsky in Nowgorod gewesen sein; die stark barbarisierten französischen und italienischen Barockschlösser des 18. Jahrhunderts in Rußland dünken uns weniger unentbehrlich, wenn dies mit Zurückhaltung gesagt werden darf. — Zu den wesentlich schwerer getroffenen Ländern gehört dagegen Frankreich. Ein seltsamer Zufall will, daß auch hier die Spätgotik der hauptsächlich leidtragende Stil ist. Bei den Normandie-Kämpfen wurde die Kathedrale von Saint-Lo größtenteils und Saint-Pierre in Caen großenteils zerstört. Eine sehr schöne Kirche war wohl die stark beschädigte Ste-Trinité in Falaise, ebenso Saint-Germain in Argentan mit seinen phantastischen Turmhelmen. Saint-Vincent in Rouen, vollkommen zerstört, zeichnete sich durch eine bezaubernde Vorhalle aus. Saint-Germain in Amiens hat stark gelitten, ebenso die überreiche Kathedrale von Toul, auch Sainte-Madeleine in Gisors, Saint-Nicolas in Réthel. Warum wurde die kostbare Turmfassade von Saint-Vulfran in Abbéville hier nicht abgebildet? Alle diese spätgotischen Kirchen zeigen, soweit nach ihrer Teilzertrümmerung abgebildet, ausgesprochene Neigung zu Ruinenromantik; vielfach stellt man sich den unverletzten Zustand großzügiger vor, als er sich dann auf dessen Bilde wirklich darstellt. Das ist wohl kein Zufall. — Noch schwerer als Frankreich ist Italien mitgenommen durch Fliegerangriffe, Flottenbeschießung, Erdkämpfe. Letztere rannten sich an bestimmten Stellen so lange fest, daß daselbst radikaler Schaden angerichtet wurde; das bekannte Beispiel dafür ist das machtvolle Klosterschloß von Cassino. An wichtigen Kirchen sind zerstört: die herrliche, sehr frühe Kathedrale von Benevent, die gotische, barockisierte Santa Chiara in Neapel, die romanische Santa Maria della Verità in Viterbo, San Paolo a Ripa d'Arno, dies eine schöne kleinere Kirche in der eigentümlich reich dekorierten Pisaner Romanik, ferner Santa Maria dei Miracoli in Brescia, wegen ihrer reizenden Vorhalle mit Recht berühmt. Dem reihen sich zahlreiche Renaissance- und Barockpaläste besonders in Turin und Genua an sowie drei kunstwichtige Brücken in Pavia, Verona und Florenz. Die fühlbarsten Verluste sind unter den Fresken entstanden, denjenigen Gozzolis auf dem Pisaner Friedhof sowie — ganz unersetzlich — die Eremitani-Kapelle in Padua mit der Ausmalung Mantegnas.

Nun kommt in der aufsteigenden Leiter der Zerstörungen Deutschland. Hier hat der Krieg derartig gewütet, daß unser Buch nur eine Auswahl des Wichtigsten zeigen kann. Das Schmerzlichste vielleicht ist, daß es sich da in besonderem Ausmaße nicht allein um einzelne hervorstechende Bauwerke handelt, sondern um mehr oder minder geschlossene Stadtbilder, wie sie außerhalb Deutschlands höchstens noch in Italien oder Spanien anzutreffen waren. England und Frankreich waren in den entscheidenden Jahrzehnten der zivilisatorischen Verwüstung, der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zugleich so reich und so «fortschrittlich» eingestellt, daß hier viel früher reiner Tisch gemacht wurde. In Deutschland fehlten diese Voraussetzungen damals noch; und Großstädte, die schon vor Hunderten von Jahren solche gewesen waren und ihr damaliges Aussehen weitgehend bewahrt haben, gab es anderwärts kaum noch. Lübeck und Ulm waren noch gotische, Augsburg und das Nürnberg jenseits der Pegnitz noch Renaissance-

Großstädte von großzügigem Stil. Diese Städte sind fürchterlich zerstört, ebenso die Barockstädte Würzburg und Dresden, und schließlich großenteils auch das bekannte Museumsstück Rothenburg. Es nützt nicht allzuviel, wenn man bestimmte Kathedralen aus einer gewissen Souvenir-Mentalität heraus hat stehenlassen. Natürlich ist es unvergleichlich besser, als wenn sie nicht mehr da wären; aber eine mittelalterliche Kathedrale ist ohne die mit ihr zusammengewachsene und sie als Lebensraum umgebende Häuserlandschaft etwas wie ein gestrandeter Walfisch. Was wird das Freiburger Münster, der Mainzer Dom noch sein ohne den Münsterplatz? Nennen wir immerhin noch ein paar einzelne hervorragende Bauwerke, die auf dem Schlachtfeld geblieben sind. In Köln und Münster sind sozusagen alle namhaften alten Gebäude verloren. An hervorstechenden gotischen Kirchen ist die besonders schöne Liebfrauenkirche in Trier, St. Kilian in Heilbronn, die Marienkapelle in Würzburg, die Stiftskirche in Stuttgart und vor allem die einzigartige Frauenkirche in Nürnberg dahin. An Barockkirchen: Theatinerkirche in München, Hof- und Frauenkirche in Dresden. An Schlössern: das Berliner, das Bruchsaler und das Aschaffenburger Schloß (besonders letzteres großartig schön und eigenartig); an berühmten Bürgerhäusern: das Leibnizhaus in Hannover und das Knochenhauerhaus in Hildesheim; an Rathäusern die von Emden, Ulm, Augsburg, Heilbronn, Danzig. Dies nur eine Auswahl des Allerwichtigsten.

Leider ist es unmöglich, diesen Bericht zu schließen, ohne den Finger auf eine Entstellung der schönen und sonst gut durchgeführten Absicht unseres Buches zu legen. Die Einleitung ist von einem anderen Amerikaner geschrieben. Sie enthält einen dithyrambischen Hymnus auf die amerikanischen Politiker und Militärs betreffs ihrer sorgfältigen Hege der europäischen Kunstwerke. Dazu muß etwas gesagt werden. Natürlich, Hitler hat den letzten Krieg ohne Notwendigkeit herbeigezwungen, mit den Fliegerangriffen auf kunstgeschichtlich wichtige Bauwerke begonnen und sich die Rechtfertigung dazu vor seinem Volke und vor der Welt durch den Schurkenstreich eines selbst durchgeführten Luftangriffs auf Freiburg im Breisgau zu verschaffen gesucht. Das ist allgemein bekannt. Ebenso, daß die Amerikaner sich außerordentliche Verdienste um den Wiederaufbau Europas erworben haben, und daß insbesondere die Westdeutschen ihnen heute zu Dank verpflichtet sind, da diese, allein von England und Frankreich abhängig, nicht so schnell aus dem Kreislauf von «Entnahmen», Demontage, Hunger und Unfreiheit herauskommen würden. Gerne würde man von da aus Geschehnisse wie Dresden und Hiroschima heute nicht an die große Glocke hängen. Aber angesichts einer so kühnen Selbstbeweihräucherung gerade in dieser Hinsicht durch das vorliegende Buch muß doch festgestellt werden, daß die Amerikaner im Verein mit den Engländern die kunst- und kulturgeschichtlich unersetzlich wertvollen, militärisch und wehrwirtschaftlich ganz wertlosen Altstädte Deutschlands in einer Weise dem Erdboden gleichgemacht haben, welche die Geschichte als vandalisch bezeichnen wird. Daß man die Fabrikviertel der Städte hätte treffen können und den Stadtkern verschonen, zeigt die mühelose Präzision, mit welcher bestimmte, ganz hochberühmte Bauwerke, wie die Münster von Ulm, Freiburg und Köln, aus der Zerstörung ihrer Umwelt ausgenommen wurden. Dazu kommt, daß die schlimmsten Zerstörungen dieser Art zu einer Zeit erfolgten, als der Krieg praktisch bereits gewonnen war und durch diese Verwüstungen und auch durch Massakrierung von Hunderttausenden von Zivilisten mittels Phosphorbomben nicht noch weiter abgekürzt werden konnte. (Alle diese Dinge werden mit bedeutend härteren Ausdrücken von dem englischen General J. F. C. Fuller gesagt in seinem eben erschienenen Buche «The second world war»; vgl. «Schweizer Monatshefte», Maiheft 1948, S. 106.) Was geschehen ist, ist geschehen

und muß irgendwie verwunden werden. Aber man verschone uns Europäer dann mit naiven Bemerkungen wie folgenden: «Man wußte aber zugleich, daß die Narben Europas Antlitz nicht nur nicht entstellen, sondern den Ausdruck nobler und lebensvoller Ideen, deren Schöpfer es von jeher gewesen ist, vertiefen würden.» Es ist eine Vertiefung, die wir gut hätten entbehren können.

ERICH BROCK

DAS FRUCHTBARE MISSVERSTÄNDNIS

Bemerkungen zu einem neuen Buch über homerische Wörter[1]

Kein Autor der Welt ist so gründlich durchforscht wie Homer, und die Sprache keines anderen ist so unter die Lupe der Wissenschaft genommen. Da bedeutet es viel, wenn es gelingt, eine Fülle von neuen Erklärungen homerischer Wörter vorzulegen und damit zahlreiche Verse richtiger und treffender zu erläutern. Wenn Manu Leumann in seinem kürzlich erschienenen Werk «Homerische Wörter» in so ungeahnter Weise unsere Kenntnis der ältesten literarischen Sprache Europas erweitert, so beruht das zum guten Teil darauf, daß er mit einer neuen Methode an die alten Probleme herangeht, oder, genauer gesagt, systematisch und konsequent diese Methode anwendet, mit der seit etwa 25 Jahren nur gelegentlich Schwierigkeiten gelöst wurden (er nennt Herrmann Fränkel und Eduard Schwyzer als seine Vorläufer). Um auch den Außenstehenden einen Begriff von dieser Methode zu geben, sei an ein Beispiel aus dem Deutschen angeknüpft. Wie kommt es im Deutschen zu der Wendung: «der ist das Karnickel gewesen.»? Wie kommt gerade das unschuldige Tier dazu, den Schuldigen zu bezeichnen? Vor dieser Frage versagen alle etymologischen und sprachgeschichtlichen Künste; man muß eine bestimmte Geschichte, einen Berliner Witz, kennen: auf dem Markt beißt ein Hund ein Kaninchen tot; als darüber der Kaninchenhändler und der Herr des Hundes in Streit geraten, sagt ein Schusterjunge, der dabeisteht: «Jeben Se mir en Jroschen un ick sage, det Karnickel hat anjefangen.» Seitdem kann man den, der «angefangen» hat, ein Karnickel nennen. Hier liegt nicht eine «Bedeutungsentwicklung» im üblichen Sinn vor, sondern in einem besonderen Satzzusammenhang, in dem das Wort durchaus seinen alten üblichen Sinn hat, springt die Bedeutung in eine neue um, und diese neue Bedeutung kann dann auch in anderen Sätzen dem Wort zugelegt werden. Der krasse Fall ist besonders instruktiv, jedoch passiert dasselbe, wo immer ein Wort eine neue Bedeutung annimmt, und auch dem gewöhnlichen Bedeutungswandel liegt dieser selbe Ursprung der Bedeutung zugrunde. Wörter sind uns immer nur im Satzzusammenhang gegeben, nur in einem Zusammenhang kann ein Wort eine neue Bedeutungsnuance annehmen, sei es, daß diese Nuance aus der Absicht des Sprechenden kommt, sei es, daß der Hörende das Wort anders versteht als es der Sprechende gemeint hat. So hat etwa die stereotype Wendung «da denkst du» die Bedeutung «da irrst du dich» angenommen. Häufig ereignet es sich, daß ein Kind einem Wortlaut, den es zum erstenmal hört, eine andere Bedeutung zuordnet, als die, die der Erwachsene im Sinn hat. Da weist eine Mutter auf eine Landschaft, einen

[1] Manu Leumann, Homerische Wörter. Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, in Verbindung mit Olof Gigon, Willy Theiler, Fritz Wehrli herausgegeben von Bernhard Wyß, Heft 3. Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel 1950. XII u. 360 Seiten.

Kirchturm, hinter dem die Sonne untergeht, und sagt: «Sieh da, den Sonnenuntergang!» Fortan bezeichnet das Kind jeden Kirchturm mit «Sonnenuntergang».

Für eine Sprachbetrachtung dieser Art bieten nun, wie Leumann zeigt, die homerischen Gedichte ein günstiges Feld: von früh an bediente sich die epische Poesie in ihren Hexametern einer künstlichen Sprache; vom gesprochenen Griechisch, dessen sich die Rhapsoden in ihrer alltäglichen Rede bedienten, war es in vielem recht weit entfernt; leicht konnte ein Dichter einen bestimmten Vers älterer Poesie nicht so verstehen, wie ihn der frühere Sänger gemeint hatte, und so verwandte er oft ein Wort oder eine Wendung in einem Sinn, der sich mit dem ursprünglichen nicht ganz deckte. Ein Beispiel: Schon im Altertum streiten sich die Philologen darum, ob es ein Wort *angelies* = «der Bote» bei Homer gibt, und auch die neueren Homererklärer sind darüber nicht ins reine gekommen: die einen sagen, solch ein Wort ist falsch gebildet, und man muß deswegen, wo es vorzukommen scheint, eine Form von *angelie* = «die Botschaft» ansetzen; die andern wenden dagegen ein, daß sich dadurch an einigen Stellen falsch konstruierte Sätze ergeben würden, da die Syntax hier *angelies* = «der Bote» erfordert. Leumann gibt die evident richtige Lösung: Es gibt eine Stelle in der Ilias (3, 206), an der der Genitiv von *angelie*, der *angelies* lautet, in einer syntaktisch etwas unübersichtlichen, aber durchaus korrekten Form so verwendet wird, daß ein Leser oder Hörer leicht dazu verführt werden konnte, *angelies* als einen Nominativ in der Bedeutung «der Bote» zu verstehen, und es zeigt sich, daß die Stellen, an denen die homerische Syntax die Bedeutung «der Bote» erfordert, inhaltlich nahe mit dieser leicht mißdeutbaren Stelle verwandt sind. Der Schluß, den Leumann daraus zieht, ist nicht abzuweisen: Der Vers Ilias 3, 206 ist von späteren Dichtern mißverstanden, und diese haben danach neue Verse gebildet, in denen nun das Wort *angelies* «Bote» bedeutet.

Damit ist auf einem neuen Weg eine alte Frage einwandfrei gelöst, und Leumann erklärt in ähnlichem Sinn viele bisher dunkle homerische Wörter. Diese Lösung hat nun beträchtliche Konsequenzen, sie rührt an das Kardinalproblem der homerischen Forschung: Ist die Ilias, so wie sie uns vorliegt, im wesentlichen von einem einzelnen Dichter geschaffen oder stammt sie, wie Friedrich August Wolf es als erster methodisch nachweisen wollte, von verschiedenen Verfassern? Denn es ist ausgeschlossen, daß ein Dichter seine eigenen Verse mißversteht. Die Stelle, in der auf die geschilderte Art die Bedeutung «umspringt», kann nicht von demselben Dichter stammen wie die, in der dieses Mißverständnis manifestiert ist. Freilich könnte man fragen — Leumann tut es —, ob wirklich der Vers Ilias 3, 206 in dem Zusammenhang, in dem er jetzt steht, das Vorbild für die späteren Verse mit *angelies* = «Bote» ist, oder ob nicht vielleicht dieser Vers schon aus einem älteren Epos stammt. Da es sich aber um keinen der üblichen «Formelverse» Homers handelt, sondern um eine durch leichte syntaktische Härte besonders geprägte Stelle, ist es sehr unwahrscheinlich, daß dies schon woanders gestanden hätte. Immerhin müßte man mit dieser Ausnahme rechnen, wäre dies ein singulärer Fall. Aber Leumann weist eine Fülle von Fällen nach, die in entsprechender Weise umgedeutet sind, und was sich dabei jeweils als älterer oder als jüngerer Bestand der Ilias und der Odyssee herausstellt, paßt so ausgezeichnet z. B. zu den Analysen von Wilamowitz, daß die auf ganz verschiedenen Wegen gewonnenen Resultate sich wechselweise auf das glücklichste bestätigen. Ein wichtiger Fortschritt ist so erreicht, wenngleich die Akten über die homerische Frage damit noch nicht geschlossen sind. Des Zweifelhaften und Unsicheren gibt es immer noch genug, und es wird noch viel Arbeit kosten, das

schon Gewonnene zu festigen und auszubauen. Wichtiger als manche Einzelergebnisse ist der frische Wind, den Leumanns Buch in die Homer-Forschung bringt; er verheißt weitere glückliche Fahrt; die homerische Frage bleibt nicht, wie es den Anschein hatte, in skeptischer Flaute stecken.

Für Leumann selbst ist allerdings dieser Ertrag für die Homer-Analyse nur ein Nebenprodukt seiner Arbeit; daß er unabsichtlich und beiläufig gewonnen wird, mehrt seinen Wert. In der Hauptsache geht es Leumann, wie auch der Titel des Buches sagt, darum, homerische Wörter zu erklären, die mit den bisher üblichen Methoden nicht aufzuhellen waren, und zu zeigen, wie stark solche mißverstandenen und umgedeuteten Wörter aus der homerischen Sprache in die wissenschaftliche Prosa, in die Rechts- und Staats-Terminologie, ja sogar in die Umgangssprache eingedrungen sind. Selbst in den uns als Dialektwörtern überlieferten Glossen weist Leumann solche Homerismen nach. Vielleicht ist er hierin geneigt, etwas zu weit zu gehen, aber es fällt doch ein reicher Gewinn ab an neuen Etymologien, an textkritischen Bemerkungen, an Einzelerklärungen schwieriger Stellen.

Leumanns Buch ist nicht nur überaus gelehrt und belehrend, sondern auch höchst ergötzlich, hat es doch Witz, daß die epischen Dichter ihre eigene Sprache nicht mehr immer richtig verstanden, ist es doch ein unterhaltsames Schauspiel, wie die absonderlichsten Mißverständnisse, das falsche Trennen von Wörtern oder das falsche Zusammenrücken, das Verkennen von Flexionsformen des Verbs oder des Nomens, das Herauslösen des Worts aus seinem Zusammenhang und die dadurch vollzogene Umdeutung, wie all diese Fehlleistungen die Sprache merkwürdig bereichert haben. Leumann verkennt nicht, daß von diesem Gesichtspunkt aus nur die eine Seite der homerischen Sprache sichtbar wird, das Künstliche, das nicht mit lebendigem Sinn Erfüllte, das Spaßig-Absurde — aber für die wissenschaftliche Forschung ist nun einmal das, was schiefgegangen, was verquer ist, sozusagen das gefundene Fressen: im Aufdröseln des Unstimmigen kann sie die schönsten geschichtlichen Resultate gewinnen, und Leumann nutzt diese Chance mit wachem Geist. Sein Buch zeigt, daß das Entlarven des Abgeleiteten und Sekundären, wenn es nicht in zynischer Weise geschieht, dem Ursprünglichen einen stärkeren Glanz verleiht.

Seit je wurden die neuen Methoden der Sprachgeschichte und der Textinterpretation vornehmlich an den antiken Sprachen und Autoren gewonnen, und sobald mit einer neuen Methode ernst gemacht wird, erscheinen schnell alle älteren Erklärungsversuche als dilettantisch. Es ist bestimmt zu erwarten, daß sich das methodische Vorgehen Leumanns auch für viele andere Gebiete als fruchtbar erweisen wird. Denn warum sollte es in der lateinischen, der französischen, in der deutschen Dichtung anders zugegangen sein als bei den Griechen?

Bruno Snell

BEMERKUNGEN ZU DREI BÜCHERN

Von Regina Ullmann

Die Farm in den grünen Bergen[1]

Nichts Liebenswerteres gibt es, als an der Hand einer Lektüre erleben zu dürfen, wie Fleiß und Ausdauer und die Gabe sich Kenntnisse anzueignen und viele andere Eigenschaften, die Auswanderern unentbehrlich sind, diese schließlich zum Ziele führt. Es ist eine harte Schule, der sich die Lehrlinge unterziehen müssen.

[1] Alice Herdan: «Die Farm in den grünen Bergen», Europa-Verlag, Zürich.

Nichts wird ihnen erspart: Alice Herdan und ihrem Mann, Carl Zuckmayer! Irgendwie ist's auch eine Poetenschule, die jenem ganz besonders schätzenswert sein wird, der den inneren Zusammenhang der beiden sich so fremd gewordenen Daseinsformen erkannt hat und der sie einander wieder angleichen möchte.

Amerika spielt dabei eine äußerst liebenswürdige und ebenso unentbehrliche Rolle. Dies wird mit der gebührenden Bewunderung und Dankbarkeit in dem Kapitel «Das Leben mit Unsda» aufgezeigt. Auch der Schweizer mag aus den vorgenannten Darlegungen viel lernen, vor allem: wie man sich durch Fern-, oder man könnte auch sagen Selbstunterricht die Kenntnisse einverleibt, und das weit gründlicher, als es an der Seite eines Lehrers und einer Lehrerin möglich wäre. Nicht daß Lehrkräfte allenthalben unentbehrlich wären, will in diesem Kapitel behauptet werden, vielmehr nur, wie der ganz und gar auf sich selber angewiesene Farmer durch die beratende Mithilfe des Unsda-Büros seine Farmeraufgaben mehr und mehr erkannt und durch dessen Ratschläge, seinen Naturverstand, seinen Fleiß sein eigner Meister wird und die Lebensprüfung rühmenswert besteht.

Für junge, zur inneren Reife befähigte Menschen muß ein Buch, wie dieses ist, eine Labsal sein, andern, «Planern», aber, wie sie Gottfried Keller nannte, die Flausen ein für allemal austreiben und alten Leuten, die nur noch zuschauen, ein wohlwollendes Lächeln abgewinnen.

Gewiß wird der auf Wahrheit beruhende, mit Mutterwitz geschriebene Bericht, dem eine dichterische Ader eigen ist, viele Leser finden und sich auf dem Büchermarkt behaupten.

Geburt der Kirche Unternehmen wir Romfahrten, hören die Matthäuspassion mit einer auf uns selbst beziehenden Sammlung an: nun, so wird es uns begrüßenswert sein, dem gleichen Erlebnis in einem Buche, das in unserer Zeit geschrieben worden ist, zu begegnen.[2]

Mit einer oberflächlichen Betrachtung ist es aber bei solchen Werken keineswegs getan; sie wirken wie Dome auf den Betrachter. Den Finger sozusagen auf jedes Wort, auf jede Zeile legend, erlebt man unter ihrer Weisung die heilige Passion. Und das bedeutet für den Laien Erneuerung; dieser aber bedürfen wir, wollen wir nicht geradezu rückwärts gehen. Ehedem hat man Folianten mit tiefsinnigen Kupferstichen für diese vorösterliche Zeit bereitgehalten. Das vorliegende Buch aber bewirkt es allein durch Worte; was ließe sich rühmlicheres sagen!

Die dem vierten Bande vorhergehenden Werke haben eine vorbereitende Beziehung, doch kann er auch ohne sie verstanden werden. Wissend, ihrer Aufgabe treu bleibend, wie sie sind, ließe sich auf ihrem Fundament eine geistige Gemeinschaft gründen, eine unerstürmbare Festung gegen den Unglauben unserer Zeit.

Karl Valentin Jedesmal wenn ein namhafter Schauspieler aus dem Leben scheidet, wird es uns bewußt, wie er sich so sehr an uns verschwendet hat. Aber eben in den Stunden, da unser Herz spricht, muß unser Mund schweigen. Raffen wir uns aber dennoch auf, um seine uns so teuern

[2] Adrienne von Speyr: «Johannes», Geburt der Kirche, Kap. 18—21. Johannes-Verlag, Einsiedeln.

Gaben zu rühmen, so werden wir gewahr, wie eben in diesem Augenblick alles Wortgepränge in sich zusammenfällt, so, als ob wir eine Marionette hätten reden machen wollen, ohne doch der Talente eines Puppenspielers mächtig zu sein.

Wir warten in solchen Zeiten dann auf Biographien, die ihn uns vergegenwärtigen. Aber ach, sie sind vielfach nur Grabreden, wenn auch ergreifend schöne: den Künstler und Schauspieler jedoch (im heutigen Fall ein Komiker) rufen sie nicht aus der Unterwelt herauf. —

Hier liegt nun ein Buch von Wilhelm Hausenstein vor uns, das diese Gabe erstaunlicherweise auf seine Art besitzt, eine Würdigung des Münchner Komikers Karl Valentin[3]. Aber die liebenswerte Genauigkeit mit der der Autor seines Amtes waltet, erregt auch in jenen, die den Mimen nie auf den Brettern gesehen haben, die Vorstellung, sie seien ihm doch einmal begegnet und wir, die es in Wirklichkeit sind, möchten die neu hinzukommenden Verehrer fast in ihrer Vorstellung bestärken: so ganz stimmen ihre eben gewonnenen Eindrücke mit den unseren überein.

Das verdanken wir nun der dem Buche beigegebenen Bilderauswahl der Rollen, in denen Karl Valentin aufgetreten ist und die er selbst geschrieben hat, jedoch (wenn sie auch ein unentbehrlicher Bestandteil des kleinen Buches sind, so eben halt doch ein Bestandteil), der aber neben dem Worte eines Laienfreundes von Karl Valentins Kunst nicht hinreichen würden, um dem kleinen vorliegenden Bande dauernden Bestand zu verleihen. Diese Aufgabe ist in der Tat Wilhelm Hausenstein vorbehalten geblieben.

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Marxismus und Marrismus

Vorausgesetzt, daß der Titel dieser Glosse den Leser druckfehlerfrei erreicht, wird er Gelegenheit geben, ein System einmal statt von seiner grausamen Seite von seiner lächerlichen zu zeigen. Im Jahre 1920 schrieb Lenin eine Broschüre, die ihr Titel populär machte: «Der Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus». Wie lange dauert so eine Kindheit? Vor Jahr und Tag sagte ich einem Schweizer Kommunisten, die polizeiliche Regulierung des Geisteslebens in Rußland sei nicht marxistisch, sondern platonisch und fragte, ob man das in Rußland wisse? Denn Plato ist Idealist, Idealismus ist eine Art Kulakentum der Philosophie, also ist Schdanow Kulak. Er sagte lächelnd, er nähme lieber keinen *Plato* auf eine Reise nach Rußland zu Besprechungen mit, es könnte Schwierigkeiten geben. Und diese Schwierigkeiten nannte er, jetzt nun wieder Leninist, eine Kinderkrankheit des Radikalismus.

Vor etwa 26 Jahren hatte ich Gelegenheit, bei der Bekanntmachung eines Rundschreibens der Hauptverwaltung für politische Aufklärung (Glawploitproswet, Zensurvermerk Glawlit 12706) mitzuwirken, von dem ein Originalexemplar auf den Schreibtisch einer menschewistischen Organisation gelangt war. Es stammte von Lenins Witwe Nadjeschda K. Krupskaja und war ihres Gatten würdig. An alle Zentralstellen gerichtet, verlangte Frau Lenin die

[3] «Die Masken des Münchner Komikers Karl Valentin.» Mit einer Einleitung von Wilhelm Hausenstein und dreiundvierzig Bildtafeln. Im Karl-Albert-Verlag, München.

Reinigung aller Bibliotheken von religiöser «und» idealistischer Literatur, die Vernichtung aller Buchausgaben von Plato, Descartes, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Mach, der Bibel, des Korans, des Talmud... und dieser Befehl wurde auch noch «marxistisch» begründet oder vielmehr «platonisch». Der Leninismus ist also eine Kinderkrankheit, die von selbst in Vergreisung übergegangen ist. Die Veröffentlichung ging damals unbemerkt vorüber — Antibolschewismus war, besonders in Berlin, verpönt, seine Dokumente galten als erlogen. War es in Rußland konterrevolutionär, platonisch oder kantisch zu philosophieren, so war man beim Salonbolschewismus als Konterrevolutionär entlarvt, wenn man es behauptete. Aber nun erlebt die *Philosophie in der Ostzone,* mit 26 Jahren Verspätung, daß sie Gelegenheit gehabt hätte, rechtzeitig auf der Hut zu sein. Erst jetzt sind Philosophen und Wissenschaftler vom Rang, wie *Nicolai Hartmann, Eduard Spranger, Theodor Litt, Hans Leisegang, Max Bense* und viele andere, aus der Ostzone geflüchtet. Der Philosophieoffizier des NKWD sandte «Fragenbogen» an die Universitätslehrer, um festzustellen, ob sie mit der an diesem Tag allein gültigen Geschichte der westeuropäischen Philosophie *G. F. Alexandrow* konform gingen oder nicht. Das Material darüber liest man in der Internationalen Zeitschrift *Der Monat* (21) verbittert oder erheitert. Es könnte auch Leser geben, die dazu die bekannte Geste machen, «so lange ist der Bart», so alt ist die «Kinderkrankheit» und mit berechtigtem Unwillen fragen, ob es heute Bolschewismus in Europa gäbe, wenn man zwischen 1920 und 1940 mit derselben Entschiedenheit die russischen Originaldokumente über Büchervernichtung und Arbeitslager verbreitet hätte wie heute?

Der Philosophie-Fragebogen besteht aus 15 Punkten und ist ein Dokument fanatischer Borniertheit. Als philosophische Grundlage gilt die Einteilung der philosophischen Systeme in Materialismus und Idealismus nach den Schriften von *Engels.* Der deutsche Ostzonenphilosoph hat sich exakt über Fragen zu äußern, deren Formulierung schülerhaft wirkt. Er hat sich zu einer «Schule» zu bekennen. Er muß erklären, wie er zu Hegel, Kant, Hume und vor allem zu Mach steht, dem beliebtesten Prügelknaben aller rechtgläubigen Esel. Fragen über Materialität, Kausalität, Raum und Zeit, Objektivität, Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte sind so exakt wie ein Fragebogen bei der Ausstellung eines Passes zu beantworten. Der Gefragte dürfte gut tun, nicht darauf hinzuweisen, daß die höchste philosophische Instanz der Welt, nämlich *Stalin,* in einer seiner Schriften die Fehler, Mängel und Irrtümer von *Engels* behandelt und eine Hauptlehre von Engels, nämlich die über das *Absterben des Staates in der kommunistischen Gesellschaft,* mit dem Bann belegt hat. Wenn nun Engels als Staatslehrer zum alten Eisen geworfen wird, warum sollte er als Philosoph sakrosankt sein? Irgendein russisches *Staatsinteresse* fordert von Zeit zu Zeit eine buchstäbliche oder freiere Deutung der Texte von Marx und Engels. Verträgt sich Engels mit dem NKWD nicht, dann ist er «dialektisch» überholt; fürchtet das NKWD die freie Wissenschaft, dann ist Engels unüberholbar.

Für die freie Forschung hat sich nun *Stalin* selbst in einem Artikel *Marxismus und Sprachwissenschaft* eingesetzt und den *Marrismus* verurteilt. Marr ist der Name eines russischen Sprachforschers, der, «Leninist» vom Scheitel bis zur Sohle, seinem Vorbild getreu, alle Philologen aus den Universitäten und Schulen herausgeworfen und Leute an ihre Stelle gesetzt hat, die, nach den Worten Stalins, «nicht nach ihrer fachlichen Eignung, sondern auf Grund ihres *vorbehaltlosen* Bekenntnisses zur Lehre *Marrs* auf verantwortungsvolle Posten befördert wurden.» Warum nicht, ist das nicht des Lyssenko Brauch? Aber während philosophische Diskussionen nur einen kleinen Teil der

Menschheit angehen, gebrauchen alle die *Sprache,* und da der Marrismus eine Umstülpung der russischen Sprache, Abschaffung des Volksidioms, Ersatz durch ein Kunstidiom betrieb, eine Art Kominform-Esperanto, stellte er eine Beunruhigung der Oeffentlichkeit dar, die das Regime sich nicht leisten kann. So erschien denn der Vatergott persönlich, um einer scheinbar sehr mächtigen Bewegung, der NKWD-Philologie, ein Ende zu bereiten. Oder, wie Stalin höhnisch hinzufügte: «Marx und Engels waren viel bescheidener: sie waren der Meinung, daß ihr dialektischer Materialismus ein *Produkt der Entwicklung der Wissenschaften,* darunter der Philosophie der vorangegangenen Periode ist» (Wiedergabe nach der *Oesterreichischen Furche,* 28). Hier hat also irgendein Interesse geboten, plötzlich traditionalistisch aufzutreten. Für dieses Verhalten gibt es ein deutliches Wort. Es lautet: «Einen Menschen, der die Wissenschaft einem *nicht aus ihr selbst,* wie *irrtümlich* sie immer sein mag, sondern von *außen,* ihr fremden, äußerlichen Interessen entlehnten Standpunkt zu *akkommodieren* sucht, nenne ich *gemein.*» Diese Charakteristik der bolschewistischen Wissenschaft stammt immerhin von Marx.

Uebersetzen Zwei Wahrworte haben das Problem des Uebersetzens im Wortspiel ausgedrückt. Das italienische Sprichwort nennt den traduttore traditore, und *Karl Kraus* blickte mit seinem wortspaltenden Blick so lange auf «übersetzen», bis das Wort auseinanderfiel und lautete: üb' ersetzen. Der Uebersetzer ist ein Wort-Ersetzer. Selbst Schlegel gab Shakespeare eine unvergleichliche Melodie, die nur den Fehler hat, Shakespeare in eine weichere Tonart zu transponieren. Daher war die Absicht von George und Gundolf, Shakespeare wortknapp zu verhärten, im Prinzip richtig. Wie ganz anders Shakespeare englisch klingt, erlebten wir in den Zürcher Junifestspielen bei dem englischen Hamlet des *Old Vic;* der Sprachbraus war unübersetzbar groß.

Glanz und Elend der Uebersetzung stellt *José Ortega y Gasset* im *Merkur* (28) einander gegenüber. Er nennt das Uebersetzen utopisch wie alles wichtige Menschenwerk; es ist unerfüllbar, und es muß doch täglich angestrebt werden. Der Schriftsteller ist ein Rebell, zumindest gegen die Sprache, die er dauernd durchbricht und erneut. Der Uebersetzer gehört an sich der niedrigsten Klasse geistiger Tätigkeit an. Untergeordnet, wie er ist, neigt er zur Unterordnung unter den Autor, den er übersetzt; er wird den Sprachrebellen in das Gefängnis seiner eigenen Korrektheit sperren, das heißt verraten. Uebersetzen wissenschaftlicher Literatur ist leichter, weil der Wissenschaftler gewöhnlich in einer Pseudosprache und in keiner Rebellensprache spricht, das heißt selbst schon in der des Uebersetzers. Der interessante Autor zeichnet sich aber dadurch aus, daß sein Stil von der Norm abweicht. Seine Sprache enthält alle Bedingungen, aus denen das Wort entsteht, und die kein zweitesmal existieren. So ist das spanische bosque lexikographisch ein Wald, aber Wald und bosque decken einander nicht, und die Profile beider Worte überschneiden sich wie zwei übereinander photographierte Objekte.

Aber wenn Uebersetzen utopisch und absurd ist, so ist es ebensowenig sinnwidrig wie alle unsere anderen Bemühungen, das Unmögliche zu verwirklichen. Und dazu gehört die *Sprache selbst.* Zu ihren Eigentümlichkeiten gehört das *Schweigen:* «Jede Sprache ist eine von den anderen verschiedene Gleichung zwischen Aeußerung und Stillschweigen. Jedes Volk verschweigt einige Dinge, um andere sagen zu können. Weil alles zu sagen unmöglich wäre. Daher die ungeheure Schwierigkeit des Uebersetzens: bei ihr handelt es sich darum, in einer Sprache gerade das zu sagen, was die Sprache zu

verschweigen pflegt. Gleichzeitig beginnt man zu ahnen, welch herrliches Unternehmen das Uebersetzen sein kann: die Offenbarung der gegenseitigen Geheimnisse, die Völker und Zeiten voneinander wahren und die so viel zu ihrer Trennung und Feindschaft beitragen — kurz eine kühne Vereinigung der Menschheit.»

In den Dialogen seiner Abhandlung bringt Ortega y Gasset Sprachprobleme zum Bewußtsein, die es nicht erreichen. Wüßten wir in jedem Fall, was Worte sind, so würden wir so ungeschickt reden, wie der Tausendfüßler ginge, der seine Beine dirigieren will. Am Beispiel antiker Autoren beweist Ortega ihre Unübersetzbarkeit, aber auch den Rang des Uebersetzens als einer *Wissenschaft sui generis*. Die Hauptaufgabe ist es, aus der eigenen Sprache hinaus in die *fremde einzugehen*. Der Autor muß in der Uebersetzung durchscheinen, also fremd bleiben. Das Publikum will fremde Autoren lesen, weil es nach der fremden Ausdrucksweise ein Verlangen hat. Der Leser soll in die fremde Gebärdensprache geraten, sie wiederholen. Der Uebersetzer kann bis an die Grenze der grammatikalischen Toleranz gehen, um Fremdes aufzunehmen. Diese Methode stößt auf verschiedene Widerstandskräfte, je nach der Sprache des Uebersetzers. Von allen europäischen Sprachen erleichtert die französische am wenigsten das «Ueb-Ersetzen».

Auf Grenzen der Uebersetzung weist auch *Franz Schönberner* (New York) in *Universitas* (5) hin. Er betont die Unterschiede zwischen amerikanisch und englisch. Das wußte schon Oscar Wildes Aphorismus, England und Amerika haben alles miteinander gemein, mit Ausnahme der Sprache. Amerikanisch und englisch haben eine Reihe verschiedener Worte für dieselbe Sache, und gleiche Ausdrücke von verschiedener Bedeutung. So heißt im Amerikanischen Parlamentarismus table a resolution, einen Antrag zurückstellen, im Englischen ihn sofort diskutieren. Die besten Englischkenntnisse garantieren keine ganz richtige Uebersetzung aus dem Amerikanischen.

Problematisch ist der Gebrauch ähnlicher Begriffe für dieselbe Sache, die in Amerika und Europa verschiedene Atmosphären haben. So ist ein Drugstore kein Kaffee, der Penthouse keine Dachgeschoßwohnung, sondern eine Luxuswohnung in der obersten Etage mit Dachgarten, der First floor ist nicht der erste Stock, sondern Parterre. Am schwierigsten ist die Uebertragung von Abweichungen in eine deutsche Entsprechung, besonders eine dialektische. Leider gibt es einen deutschen Maupassant, in dem das Normannische gesächselt wird. Das Abweichende ist unübersetzbar, wenn es sich um etwas handelt, das im guten oder schlechten Sinn in die Normalsprache des Uebersetzers nicht eingeht, da er gewöhnlich weder so gut noch so schlecht wie die Vorlage schreiben kann. Unübersetzbare Autoren sind also Plato und Hitler. Ein englischer Historiker hat sich nicht anders helfen können, als daß er das welthistorische Wort Hitlers bei der Landung der Amerikaner in der Normandie als unübersetzbar im Original wiedergab: «Anganga iss as». Die Unübersetzbarkeit dieses Autors hat den Weltkrieg mitverschuldet.

Hölderlin heute

Ein Zeitschriftenaufsatz kann dieses Thema nicht erschöpfen, aber durch die Literatur führen. Nur das nimmt sich *Gerhard Pallmann* in den *Deutschen Beiträgen* (3) vor. Wilhelm Dilthey hat 1905 Hölderlin den Rang gegeben, der hundert Jahre verkannt wurde und «Hölderlins Wiederkunft», wie Wilhelm Michel eine Schrift nannte, vorbereitet. Und doch hätten wir Hölderlin ohne Nietzsche nicht verstehen können. Ihre Strukturgemeinschaft hat Ernst Bertram aufgedeckt. Heutig wurde Hölderlin, als George ihn zu seinem und unserem Beginn machte. Aus seinem Kreis ging

ja auch die erste Gesamtausgabe von Norbert v. Hellingrath hervor. Die Geschichte aller Gesamtausgaben ist bisher vom Fluch des Fragmentarischen verfolgt. Dieses Schicksal bedroht nun auch die *Große Stuttgarter Ausgabe* Hölderlins, die *Friedrich Beißner* bei Cotta seit 1943 herausgibt. Sie ist über Band I, enthaltend die Gedichte bis 1800 in zeitlicher Folge, nicht herausgekommen. Der größte Teil der Auflage ging bei einem Fliegerangriff zugrunde, und ebenso ein Neudruck. Der erste Teil des Bandes wurde 1946, der zweite Teil, mit sämtlichen Lesarten und Deutungen, 1948 wiederhergestellt. Seitdem stockt die Ausgabe wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten, doch schweben Verhandlungen, die Durchführung der Gesamtausgabe in der kleineren und in der umfangreicheren wissenschaftlichen Form sicherzustellen. Erst ein wirklich endgültiger Text wird Hölderlins Geisteswelt rekonstruieren. Die Beißnersche Ausgabe wird die Grundlage jeder Hölderlin-Forschung bilden.

Viel Neues ist in Deutschland über Hölderlin veröffentlicht worden. Pallmann wünscht mit Recht, daß man die neue Generation nicht allein nach ihrem Nihilismus, sondern auch nach ihrer Beziehung zu Hölderlin beurteilt. Seine Krankheit ist noch immer ungeklärt. Zu seiner Schizophrenie bestanden Erbanlagen, waren doch noch 1910 sechzehn Blutsverwandte des Dichters in württembergischen Heilanstalten. Da sie teils gestorben sind, wahrscheinlich auch Opfer des Irrenmords wurden, wird der Forschung die Möglichkeit fehlen, Hölderlins Zustand nach den Ueberresten der Familienkrankheit neu zu diagnostizieren.

Das in den *Deutschen Beiträgen* besprochene Werk von *Ernst Müller:* «Hölderlin, Studien zur Geschichte seines Geistes» (691 Seiten, Kohlhammer, Stuttgart) wird auch von *J.-F. Angelloz* in seinem Deutschland-Bericht im *Mercure de France* (1042) zusammen mit dem fast tausend Seiten starken französischen Werk von *Ernest Tonnelat:* «L'œuvre poétique et la pensée religieuse de Hölderlin» gewürdigt. Tonnelat hat mit seinen Hölderlin-Vorträgen im Collège de France wesentlich zur Einbürgerung des Hyperion-Dichters in Frankreich beigetragen, doch wird Angelloz von seiner vereinfachenden Darstellung der religiösen Probleme nicht befriedigt. Hymnen sind jetzt in neuer Uebersetzung von *Armel Guerne* erschienen, darunter «Patmos», «Brot und Wein», «Der Einzige», Angelloz nennt die Uebersetzung ein Ereignis. Die Wahnsinnsfragmente stehen unter dem schönen Titel «Le Verbe foudroyé».

Preis der Zeitschrift

Das Ansehen der Zeitschrift kommt in Frankreich und in den angelsächsischen Ländern auch in Literaturpreisen für Zeitschriften zum Ausdruck. Gekrönt wird die redaktionelle Arbeit, als das Gehirn der Zeitschrift, und das Leben, das sie vermittelt, ihr Blut. Der *Prix des Revues* wurde 1950 den *Cahiers du Sud* verliehen, die mit dieser Mitteilung ihr 300. Heft im 37. Jahrgang beschließen. Die Zeitschrift ging 1914 aus der Revue *Fortunio* hervor und setzte es sich zur Aufgabe, die geistigen Strömungen der Welt in besonderer Weise mit Erbe und Auftrag des Mittelmeers zu verbinden. Ihr Erscheinen in Marseille am Vieux Port ist keine Adresse, sondern ein Programm. Und so hat sie denn auch besonders auf dem Gebiet der Lyrik, der Religion und der Philosophie unermüdlich aus dem Nahen und Fernen Orient, aus dem geistverwandten Spanien, aus dem mythischen Altertum, aus den Kulturen der überseeischen Völker geschöpft und alle Anstrengungen unterstützt, die Méditerranée als dichterisch-geistige Wirklichkeit zu erfassen. Ein Fülle neuer Talente wurde hier entdeckt oder gepflegt, und eine Reihe großartiger Sonderhefte haben Dichtung und For-

schung aus gleichem Geist dargestellt. Von den *Sonderheften* haben mehrere einen hohen Buchrang. Der hochgeschätzte, lang vergriffene *Romantisme allemand* ist vor kurzem, von Albert Béguin neu gestaltet, in zweiter Auflage erschienen. Von den alten Heften seien genannt: *Paul Valéry vivant* (hervorragend), «Permanence de la Grèce», «Les Petits Romantiques Français» und der eben erschienene Band «Aspects du Génie d'Israël». Außer über eine unermündlich findige und zugängliche Redaktion verfügen die «Cahiers du Sud» über eine Verkaufsorganisation echt französischen Charakters. Die Zeitschrift wird von den wichtigsten Verkehrsunternehmungen unterstützt, ihre Hefte liegen in allen Schiffen der großen Transportunternehmungen, in Hotels, Flugkabinen, Wartesälen auf. Sie werden von Dienststellen der französischen Kulturpropaganda aufgekauft und versandt. Reklame, Kultur, Touristik, Esprit haben einen beneidenswerten Bund geschlossen, um eine Monatsrevue des Avantgardismus zu erhalten, die bei einem Umfang von rund 180 kleingedruckten Seiten nur Fr. 1.60 kostet. Das ist allerdings nur in so einem literaturverfressenen Lande wie Frankreich möglich.

Kurze Chronik *Korea* als Zeitschriftenthema wird im *Listener* (1117, 1118) in zwei Informationsartikeln behandelt. Der Name des Landes heißt *Morgenruhe;* die passende Bildunterschrift zur Friedenstaube Picassos. — Ueber den *Schuman-Plan* schreibt J. Alvarez del Vayo in *The Nation* (1) unter dem Titel «Peace through Peace». — Eine Radiodiskussion über *Pakistan,* an der Liaquat Ali Khan, der Ministerpräsident des Landes, teilnahm, ist mit den Voten von zwei Mitwirkenden in *The University of Chicago Round Table* (633) erschienen. — Ueber die Notwendigkeit einer *Europäischen Union in Afrika* liest man einige alarmierende Seiten von Arvid de Bodisco in der *Deutschen Rundschau* (5). Die amerikanische Tendenz, Europa dort auszuschalten, kann nicht entschieden genug bekämpft werden; ohne ein starkes Europa geht die Welt zugrunde. — Eine französische Monatsschrift in arabischer Sprache *Al Adib* in Beirut gruppiert die intellektuellen Araber um den *französischen* Gedanken. Die besten Autoren aller arabischen Länder arbeiten mit. — Eine Vierteljahrsschrift *Books Abroad* gibt an der Universität von Oklahoma *Ernst Erich Noth* heraus. Die Zeitschrift bringt Analysen, Inhaltsangaben und Kritiken der wichtigsten Bücher aller Sprachen und ist von hohem Informations- und Marktwert. — Zu den im letzten Heft unter dem Titel *Judaica* genannten Zeitschriften ist eine neue Halbmonatsschrift in Paris, *La Terre Retrouvée,* hinzugekommen, an der die führenden Politiker und Staatsmänner Israels mitarbeiten. — Eine Zeitschrift von hohem Rang erscheint im Herder-Verlag, Wien. Sie heißt *Wort und Wahrheit* und bietet dem österreichischen, lang genug vernachlässigtem Bedürfnis, mit dem versäumten Geistesleben wieder in Kontakt zu kommen, eine sorgfältige Auswahl von Essays, Lyrik, politisch-religiöser Literatur und Kritik. Hervorzuheben: Aphorismen von *Auden* über *Don Quijote* als christlichen Held (7), im gleichen Heft ein fünf Seiten langes Gedicht von *Edith Sitwell:* «Der Schatten Kains»; sehr gute Aufsätze über *Kierkegaard* und *Picasso,* das Zeitgenössische in *Malraux;* die Versuchung von *Thomas Wolfe;* eine Nachfolge von *Solowjow.* Auch Glossen und Kurzkritik stellen ein absprechiges Urteil über das heutige intellektuelle Niveau Oesterreichs erfreulich richtig.

Felix Stössinger.